■ Krieg der Sprachen

Aribert Reimann, Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, Bd. 12), Essen (Klartext) 2000, 311 S., DM 80,-

Welche strukturellen Bedingungen machten den Ersten Weltkrieg möglich? Mit dieser Frage haben sich Politik- und Militärhistoriker ebenso wie Vertreter der Wirtschafts-, Sozial- und Mentalitätsgeschichte beschäftigt. Sie sind zu unterschiedlichen Ergebnissen gekommen, die insgesamt ein differenziertes und vielschichtiges Bild ergeben. Mit seiner Studie zur historischen Semantik möchte Aribert Reimann das Spektrum der Antworten erweitern, und dies – so sei vorweg bemerkt – ist ihm gelungen.

Reimann analysiert die zeitgenössische Sprache in der deutschen und englischen Kriegsgesellschaft. Im Mittelpunkt stehen grundlegende Deutungs- und Wahrnehmungsmuster, die er als überindividuelle determinierende Strukturen und geschichtswirksame Faktoren begreift. Sein Interesse gilt der Frage, inwieweit kulturelle Prägungen den Ersten Weltkrieg mitbedingten, wobei er sich auf einen Quellenkorpus von 3.000 Feldpostbriefen stützt, die von 16 deutschen und 12 englischen Soldaten über den gesamten Zeitraum von 1914 bis 1918 verfaßt wurden. Einzelbriefe und kurze Briefwechsel wurden nicht berücksichtigt,

da sie sich für eine Untersuchung der Entwicklung des vorherrschenden Sprachgebrauchs nicht eignen. Diese grundsätzliche Entscheidung der Auswahl, aber auch die Rekrutierungspraxis der deutschen und der englischen Armee haben zur Folge, daß sich die deutschen und englischen Briefautoren hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft unterscheiden. Reimann vergleicht überwiegend Briefe englischer großstädtischer, gebildeter Bürger mit denen deutscher ländlich-kleinstädtischer Kleinbürger. Diese leichte Asymmetrie wird jedoch reflektiert und scheint nicht zu einem verschobenen Bild zu führen. Neben der Feldpost untersucht Reimann die politische Tagespresse in England und Deutschland. Auf dieser Materialbasis analysiert er vergleichend die diskursiven Beziehungen zwischen der privaten Semantik der Soldaten und dem öffentlichen Sprachgebrauch der Zeitungen und versucht so, die Reichweite und Bindekraft hegemonialer kollektiver Wahrnehmungsmuster auszuloten.

Seine Studie ist in fünf Teile gegliedert; jeder beschäftigt sich mit einem Bündel an Deutungen, die jeweils um ein semantisches Feld gruppiert sind: Zunächst arbeitet der Autor heraus, wie stark die zeitgenössischen Wahrnehmungen des Stellungskrieges durch die Debatten über die Kosten der Moderne geprägt wurden. Sowohl die Zeitungen als auch die Soldaten griffen auf das Deutungsvokabular zurück, das in den Diskussionen über Nervosität in der Vorkriegszeit ausgebildet worden war. Der Krieg wurde als »Krieg der Nerven« interpretiert und das bürgerlich-männliche Leitbild einer ruhigen und selbstsicheren Haltung gegenüber den Herausforderungen der Moderne auf die Situation im Schützengraben übertragen. Der zweite Teil der Studie beschäftigt sich mit Verweisen auf Natur und Religion als »höhere Wahrheiten« und der Frage, welche Bedeutung diesen Bezügen bei der kollektiven Sinnstiftung zukam. Entgegen der verbreiteten Annahme, das Verhältnis zwischen Front und Heimat sei im

TO2

Kriegsverlauf vor allem gekennzeichnet gewesen durch ein Auseinandertreten ziviler und soldatischer Erfahrungsräume und durch zunehmende Entfremdung, kann Reimann im dritten Teil des Buches überzeugend darstellen, daß sich das Verhältnis zwischen Front und Heimat sehr viel komplexer und widersprüchlicher gestaltete. Für die Soldaten bedeutete Heimat zunächst eine imaginierte Gegenwelt zum Kriegsalltag. Dabei verstanden sie unter Heimat in erster Linie ihre Familien und die Region, aus der sie stammten. Praktiken aus dem heimatlichen Alltagsleben (z.B. Fußballspiele oder der Weihnachtsbaum im Schützengraben) hielten die Heimat an der Front präsent. Die vielfältigen Rückbezüge wirkten emotional stabilisierend und prägten die Wertvorstellungen der Soldaten, die, wie Reimann betont, eben nicht allein durch das militärische Erleben bestimmt wurden. Zugleich wurde in England wie in Deutschland die Front-Heimat-Beziehung als eheähnliche Verbindung gedeutet. Diese Vorstellung bot sich durchaus zur Sinnstiftung an: Gemäß traditioneller Leitvorstellungen hatte die »männliche« Front die »weibliche« Heimat zu beschützen. Die Metapher bildete aber auch den Interpretationsrahmen, in dem die wachsenden politischen und ökonomischen Konflikte in beiden Kriegsgesellschaften gedeutet wurden, und verschärfte die Brisanz der Gegensätze.

Bei der Feindbildanalyse im vierten Kapitel akzentuiert Reimann zwei Entwicklungen: Zum einen wurde in England – im Gegensatz zu Deutschland – im Kriegsverlauf ein politischer Konsens herausgebildet, der auf die Stigmatisierung von Gesellschaftsgruppen als »innerer Feind« verzichtete. Zum anderen – und dies hebt Reimann hervor – gewannen in der zweiten Kriegshälfte in Deutschland extrem rassistische und aggressive Feindvorstellungen an Popularität. Die qualitativ neue Deutung von Feindschaft war eng mit der Kriegswahrnehmung der Deutschen in Osteuropa verbunden. Kulturchauvinistische und rassisti-

sche Vorstellungen, die bereits vor Kriegsausbruch verbreitet waren, prägten dabei die Wahrnehmungen vor und übersetzten die fremdartigen Verhältnisse in Bilder von biologisch-kultureller Minderwertigkeit und pathologischer »Entartung«. Osteuropa wurde zudem mit Krankheit und Seuchen assoziiert - eine Vorstellung, die diffuse Bedrohungsängste weckte und zugleich Gefühle grundsätzlicher Überlegenheit zum Ausdruck brachte und verstärkte. Im Bild des Ungeziefers bündelten und spitzten sich die unterschiedlichen Deutungen zu. Diese Assoziation beschränkte sich nicht allein auf den äußeren Feind. In der Ungeziefermetapher, die, wie Reimann betont, Machtund Vernichtungsphantasien nahelegte, konvergierten Bilder vom äußeren und inneren Feind.

Abschließend diskutiert Reimann zeitgenössische Vergangenheits-, Gegenwartsund Zukunftsinterpretationen. Auch hier sind zwei deutsch-englische Unterschiede auffallend: In England konnte eine konsensfähige Geschichtsinterpretation mit gesellschaftlicher Bindekraft entfaltet werden. Dies gelang in Deutschland auf Dauer nicht. Zudem mündeten nur in Deutschland die kritischen Interpretationen der Gegenwart in eine grundsätzliche Kritik der modernen Industriegesellschaft. Diese Deutung radikalisierte sich im Zuge der Niederlage, die moderne Gesellschaftsordnung wurde nun per se für sämtliche Verwerfungen verantwortlich gemacht.

Reimann gelingt es, über die Untersuchung der Sprache kulturelle Strukturbedingungen des Krieges herauszuarbeiten. Überzeugend kann er zeigen, daß der Krieg nicht als Gegenteil ziviler Normen, sondern als integraler Teil der zivilen Kultur zu begreifen ist. Zugleich macht er deutlich, wie sich im Kriegsverlauf die privaten Deutungen der Soldaten im Verhältnis zum öffentlichen Sprachgebrauch entwickelten, und an welchen Stellen sie auseinanderfielen. Der weitgehend symmetrische deutsch-englische Vergleich läßt Ähnlichkeiten und Un-

103

terschiede beider Länder während des Ersten Weltkriegs deutlich hervortreten. Er zeigt auch, wo im Krieg Weichenstellungen erfolgten, die den Weg Deutschlands in den Nationalsozialismus zwar nicht zwingend vorzeichneten, aber die Weimarer Republik mit Problemen konfrontierten, die sie schließlich nicht überwinden konnte. An wenigen Stellen scheint mir Reimann eben diese Weichenstellungen etwas stark zu betonen, etwa wenn er mit einer Replik auf Daniel Goldhagen den »eliminatorischen« Charakter deutscher Feindvisionen bei Kriegsende und ihre breite Akzeptanz in Deutschland gerade auch unter Sozialdemokraten betont. Dies mindert jedoch keinesfalls die Qualität dieser lesenswerten Arbeit, die nicht nur hinsichtlich ihrer Ergebnisse Neues zu bieten hat, sondern darüber hinaus auch methodisch und konzeptionell sehr anregend ist.

> ANNE SCHMIDT (BIELEFELD)

104